

Uwe Prell (Hg.)



# Die Zukunft Berlins

Wohin steuert die Stadt?

BeBra Verlag



Uwe Prell (Hg.)

# **DIE ZUKUNFT BERLINS**

**Wohin steuert die Stadt?**

Mit Beiträgen von:

Lejla Beganović, Weert Canzler, Gerhild Heyder, Arhan Kadras,  
Klaus Lederer, Hans Christian Müller, Uwe Prell,  
Marianne Richter, Kadir Sancı, Annerose Steinke und  
Friedhelm Wachs

BeBra Verlag

# INHALT

*Uwe Prell*

**Zum Auftakt** . . . . . 7

*Hans Christian Müller*

**Berlins Bevölkerung**

Bestandsaufnahme und Prognose . . . . . 14

*Interview mit Marianne Richter*

**Sprache, Bildung und gesellschaftliche Teilhabe**

Erfahrungen einer Berliner Lehrerin . . . . . 38

*Kadir Sancı und Arhan Kardas*

**Berlin, eine multireligiöse Stadt**

Traditionen und Perspektiven . . . . . 43

*Annerose Steinke*

**Das Prinzip Verantwortung**

Zum Wandel von Arbeitswelt und Gesellschaft . . . . . 70

*Weert Canzler*

**Die Zukunft des urbanen Verkehrs**

Mit einer City-Maut aus der Krise . . . . . 75

*Friedhelm Wachs*

**Wovon lebt Berlin?**

Die wirtschaftliche DNA der Stadt . . . . . 96

*Lejla Beganović*

**Erfahrungen an der wirtschaftlichen Basis**

Eine Solo-Selbstständige berichtet. . . . . 127

*Klaus Lederer*

**Kulturstadt am Scheideweg**

Kulturpolitik als Infrastrukturpolitik . . . . . 131

*Gerhild Heyder*

**Zwischen Kultur und Politik**

Erfahrungen mit einer einmaligen Institution . . . . . 159

*Uwe Prell*

**Gullivers Selbstbefreiung**

Für welche Zukunft entscheidet sich  
die Berliner Politik? . . . . . 163

**Zum Schluss: Ein Ausblick.** . . . . . 199

**Anmerkungen** . . . . . 207

**Der Herausgeber.** . . . . . 216



*„MORGEN IST HEUTE SCHON GESTERN.“  
Kurt Tucholsky & ein Song von Tic Tac Toe*

# ZUM AUFTAKT

*Uwe Prell*

1

Weltoffen und provinziell, innovativ und rückständig, großmäulig und kleinlaut – es bereitet nicht die geringsten Schwierigkeiten, Dutzende solcher gegensätzlichen Attribute für Berlin zu finden. Selbstverständlich stimmen sie alle, und gibt es jemanden, der keine Beispiele kennt? So weit die inländische Sicht.

Der Blick von außen sieht anderes. Berlin findet sich beispielsweise in „Weltstädte – Mit Lonely Planet zu den faszinierendsten Metropolen“ unter den Top Ten der 200 betrachteten Städte, die den Mitbegründer des australischen Verlags für Reise- und Sprachführer „besonders begeistert“ haben.

Extreme und extrem kontroverse Sichtweisen. Wie gut begründet sie auch sind, sie erfassen bestenfalls einen kleinen Ausschnitt dessen, was die Stadt ausmacht. Festhalten lässt sich jedoch, dass Reichweiten die Urteile maßgeblich mitbestimmen.

Bleibt also als Minimalkonsens nur der zu Tode zitierte Gedanken-splitter des Kunstkritikers Karl Scheffler aus dem Jahr 1910, nach dem Berlin dazu verdammt sei, „immerfort zu werden und niemals zu sein“? Diese Feststellung verpflichtet zu nichts, hält die Erwartungen hoch und die Zukunft offen. Darüber hinaus hilft die so eingängige wie beliebte literarische Antiquität heute allerdings nicht mehr.

Wo also steht Berlin zu Beginn des zweiten Viertels des 21. Jahrhunderts? Und wo will die Stadt hin? Will sie überhaupt irgendwohin oder driftet sie einfach, getrieben von den Umständen, in eine wie auch immer geartete Zukunft, mit der man sich besser nicht eingehend befasst, weil in diesen Zeiten ohnehin auf nichts mehr Verlass ist?

So ist es natürlich nicht. Selbstverständlich gibt es in einzelnen Feldern Ideen, Leitbilder und Pläne von dem, was kurz-, mittel- und langfristig geschehen könnte oder zu geschehen hat. Diese Vorstellungen zu bewerten fällt jedoch schwer. Für sich genommen mögen sie überzeugen, sie aber einzuordnen ist mangels eines Gesamtüberblicks kaum möglich. Genau diesen Überblick versucht dieser Band.

Deshalb konzentriert sich der Blick in die Zukunft Berlins auf die großen, für die Zukunft maßgeblichen Themenfelder. Vollständigkeit ist dabei aus zwei Gründen weder beabsichtigt noch sinnvoll. Zum einen wäre eine auf enzyklopädische Breite angelegte Untersuchung enorm umfangreich, weil sie mindestens drei bis vier Dutzend Themen behandeln müsste. Der Preis für einen dann noch einigermaßen handhabbaren Band wäre Oberflächlichkeit mit mäßiger Aussagekraft. Zum anderen – und dieser Grund wiegt schwerer – mag ein solch kleinteiliges Verfahren vielleicht allen Ansprüchen und Wünschen genügen, verliert aber genau das, worum es geht, aus den Augen: einen Überblick.

Deshalb konzentriert sich dieses Buch auf die fünf Felder, ohne die eine Gesamtschau nicht möglich ist: die Bevölkerung, ihre Anschauungen und ihr Glauben, die Infrastruktur, die Wirtschaft, die Kultur und die Politik.

Nach vorn zu denken ist so notwendig wie riskant. Wer zu weit blickt, verliert sich bestenfalls in der Science-Fiction und schlimmstenfalls in bloßer Spekulation; wer zu kurz blickt, bleibt in der Gegenwart gefangen. Wie weit schauen wir also in die Zukunft?

Pauschal lässt sich das nicht beantworten, es hängt vom Thema ab. Jedes hat seine eigene Logik, seine Traditionen und Verfahren und weckt eigene Leidenschaften, denen es gilt gerecht zu werden. Die Autorinnen und Autoren blicken deshalb so weit nach vorn, wie es das Thema erlaubt und wie es von ihrer Position aus möglich und sinnvoll ist. Das schließt pragmatische Vorschläge ebenso ein wie weiter zielende Visionen. Auch wenn letztere ein nicht durchweg positives Image haben, sind sie dennoch so notwendig wie Träume. Denn wer sich seine Zukunft nicht vorstellt, hat keine.

Außerdem: Derartige Überlegungen regen an – manchmal auch auf –, provozieren und machen Spaß. Die Leidenschaft für die Zukunft ist sogar so groß, dass die Philosophie sie seit Platons *Staat* zu einem eigenen Genre kultiviert hat. Utopien und Science-Fiction-Sagas in Form von Filmen und Videospiele sind derzeit die populärste Form der Beschäftigung mit der Zukunft. In ihrer Stoßrichtung sind sie einander verblüffend ähnlich. Ob Thomas Hobbes' *Leviathan* oder das Videospiel *PUBG* – durchweg wird warnender Grusel in Form von Anti-Utopien und Dystopien geboten. Kein Wunder, dass die optimistische Variante ins Marketing ausgewandert ist und erbauliche Abziehbilder produziert.

Ganz gleich, welcher Weg gewählt wird, sie alle vereint, dass jeder Blick in die Zukunft auch eine Auseinandersetzung mit der Gegenwart ist. Die wiederum ist nichts anderes als die Zukunft von gestern. So wichtig Gegenwart und Vergangenheit auch sind – und so bleiern sie manchmal erscheinen –, sie linear fortzuschreiben und zur Zukunft zu erklären, hat noch nie funktioniert. Auch wenn die Umstände manchmal wie festzementiert erscheinen, Menschen sind schon immer ihre eigenen Wege gegangen.

#### 4

Zu berücksichtigen gilt es zudem eine methodisch wichtige Erkenntnis, der dieser Band folgt. Sie betrifft eine dem Nachdenken über die Zukunft typische Eigenheit. Ist von Zukunft die Rede, geht es fast immer

um Ziele. Diskutiert und gestritten wird über das, was getan werden muss. Seltsamerweise ist das Ergebnis immer gleich: neue Regeln. Und an Regeln herrscht schon jetzt wahrlich kein Mangel. Für 2022 nennt das Online-Lexikon Wikipedia 1773 Bundesgesetze, 2795 Bundes- und 2795 Bundesrechtsverordnungen mit zusammen über 100 000 Paragraphen. Hinzu kommen über 10 000 Richtlinien, Rahmengesetze und Verordnungen der EU und natürlich die Gesetze und Verordnungen des Landes Berlin.

Auf welche Ziele auch immer sich die Stadtgesellschaft einigt, sie müssen durch die sehr, sehr fein mahlende Mühle dieser Gesetze und Verordnungen. Deshalb ist es neben Auseinandersetzungen um die Richtung der Zukunft von mindestens ebenso großer Bedeutung, sich mit der Art und Weise, also den Methoden und Prozessen zu befassen, wie Ziele formuliert und umgesetzt werden.

## 5

Diesen Gedanken folgend, steht am Beginn der inhaltlichen Diskussion das, was die Stadt ausmacht: die Menschen, die hier leben. Der Autor und Journalist Hans Christian Müller formuliert dabei auf der Grundlage seiner empirischen Untersuchungen einige Thesen, die die klassische Sicht, etwa der Ost-West-Spaltung, nicht bestätigen und stattdessen zeigen, wie viel sich in den Jahrzehnten seit der Vereinigung verändert hat.

Mit einer Gruppe für die Zukunft besonders wichtiger Berlinerinnen und Berliner befasst sich Marianne Richter. Die Rede ist von den Schülerinnen und Schülern, die in den kommenden Jahren ins Berufsleben eintreten und die die erfahrene Lehrerin über Jahrzehnte unterrichtet hat. Ihre aktuellen Eindrücke zeigen, welche Bedeutung Sprache und Bildung für die Teilhabe an einer modernen Stadtgesellschaft haben.

Zu den erstaunlichen Phänomenen der Gegenwart gehört die Tatsache, dass sehr, sehr viel geglaubt wird: an die Heilige Schrift, den Koran und die Thora, an Gott, Jesus und den Heiligen Geist, an Allah, an Buddha. Aber auch an die richtige Ernährung, die versöhnende Kraft des

Dialogs, daran, wieder einmal die letzte Generation zu sein, und an das, was irgendwer irgendwann im Netz gesagt hat. Welche Rolle spielt also der Glaube? Kadir Sanrı, Imam des Berliner „House of One“, und der Wissenschaftler Arhan Kardas beantworten diese Frage und erörtern, was sie für die Stadtgesellschaft von morgen bedeutet.

Maßgeblich für die Möglichkeiten einer Stadt ist das, was alle tagtäglich nutzen und was viele nur dann beschäftigt, wenn es nicht funktioniert: die Infrastruktur. Zu ihr gehört selbstverständlich der viel und kontrovers diskutierte Verkehr, aber natürlich auch die Energie, das saubere und schmutzige Wasser, der Müll und die heute so wichtigen digitalen Netze. Der Sozialwissenschaftler und Mobilitätsforscher Weert Canzler vom Wissenschaftszentrum Berlin konzentriert sich in seinem Beitrag auf den Verkehr und entwickelt einen Vorschlag zur Mobilität der Zukunft, der sich sofort umsetzen lässt.

Für die Wirtschaft ist die Infrastruktur eine unverzichtbare Voraussetzung. Über der permanenten und oft durchaus gerechtfertigten Kritik an beidem wird allerdings oft übersehen, welche erstaunliche Entwicklung gerade die Berliner Wirtschaft in den letzten Jahrzehnten erlebt hat. Wer hätte nach der Vereinigung einer maroden Industrie auf der einen mit einer am Tropf des Bundes hängenden Wirtschaft auf der anderen Seite prognostiziert, dass sich die Stadt eine Generation später im Spitzenfeld der deutschen Wachstumsregionen befinden würde? Wo und wie sich Berlin neu erfunden hat und welche Aussichten sich daraus ergeben, zeigt Friedhelm Wachs, Berater und nicht zuletzt Vorsitzender des Arbeitskreises Evangelischer Unternehmer. Sein Ausblick mündet in zwei radikale Pfade, von der eine in eine klaustrophobische Dystopie, der andere in eine humane Utopie führt.

So wichtig das Skizzieren großer Linien ist, zwei Aspekte bleiben dabei oft unterbelichtet. Annerose Steinke, vielfach tätig in regionalen, nationalen und internationalen Führungspositionen, bilanziert ihre Erfahrungen in und mit der Arbeitswelt, die die nähere Zukunft der Wirtschaft Berlins entscheidend mitbestimmt.

Dies gilt auch für eine Gruppe wirtschaftlicher Akteure, die bei der Betrachtung mittlerer und größerer Unternehmen, staatlicher Rahmen-

bedingungen und Organisationen von den Gewerkschaften bis zu den Verbänden nahezu konsequent ignoriert wird: die Selbstständigen, vor allem die Solo-Selbstständigen. Meist eher skeptisch beäugt, zeigt das Beispiel der Unternehmerin Lejla Beganović – eine erfolgreiche Solo-Selbstständige –, wie wichtig gerade diese Gruppe für die Berliner Wirtschaft ist.

Noch immer und noch viel zu oft werden Wirtschaft und Kultur als Gegensätze betrachtet. Tatsächlich sind sie eigene Felder mit eigener Logik, die sich bei näherer Betrachtung teilweise überschneiden und im Idealfall sogar gegenseitig befruchten. Die Kultur zählt zweifellos zu dem vielfältigsten Themenfeld der Stadt. Das hat viel mit den Ansprüchen und Erwartungen zu tun, die an sie gestellt werden: Unterhaltung lieben die einen, Bildung fordern die anderen, dazu Belehrung ebenso wie Selbstverwirklichung, natürlich Lokalkolorit und Leistungen von Weltrang. Der ehemalige Bürgermeister und Kultursenator Klaus Lederer zeigt, dass diese Vielfalt eine enorme Substanz hat, von der hohen Kreativität ihrer Akteure lebt und ohne Frage ein maßgeblicher Pfeiler der Zukunft Berlins ist.

Klaus Lederers Beitrag ist auch eine Antwort auf die oft gestellte Frage, was die stark vom Länderfinanzausgleich mitfinanzierte Hauptstadt für die gesamte Republik leistet. Dass Berlin durchaus einzigartige Lösungen entwickelt, sich als Plattform mit internationaler Ausstrahlung profiliert, erläutert Gerhild Heyder, die langjährige Protokollchefin der Berliner Festspiele, am Beispiel dieser ungewöhnlichen Institution.

All die genannten Themen sind auch insofern politisch, sei es, weil sie Dinge von der Politik fordern oder weil die Politik auf Entwicklungen in diesen Feldern steuernd reagieren muss. Ich selbst, Politikwissenschaftler und Historiker, beschreibe den hohen Reformdruck aufgrund der aktuellen Umwälzungen, aber auch lange nicht bearbeiteter Probleme, dem die Stadt vor allem auf Landes- und Bezirksebene ausgesetzt ist. So mühsam das Umsetzen von Reformen oft erscheint, es werden dabei auch beachtliche Potenziale sichtbar. Je nachdem ob die aktuellen Reformansätze gelingen, sehe ich als Herausgeber dieses Bandes für die Zukunft drei Pfade: weiteres Durchwursteln wie bisher, gemäßigte

Reformen – oder einen Paradigmenwechsel. Die beiden erstgenannten Wege sind uns nur allzu vertraut. Deshalb lohnt es, den dritten Weg ausführlicher zu betrachten. Eine visionäre Skizze zeigt, welche Perspektiven dieser Pfad eröffnet.

# BERLINS BEVÖLKERUNG

Bestandsaufnahme und Prognose

*Hans Christian Müller*

## Wer lebt in Berlin? Viele!

Weil der Mensch bei allem, was er durchdenkt, bei sich selbst anfängt, tue ich das auch – und nehme als Beispiel meine Wohnung und meine Straße in Berlin. Über mir, unter mir und neben mir, überall wohnen Menschen, viele Menschen. In unserem Haus gibt es sechs bewohnte Stockwerke, ein Vorderhaus, einen Seitenflügel und ein Hinterhaus. Auf einem knapp 1000 Quadratmeter großen Grundstück befinden sich fast 30 Wohnungen, in denen insgesamt rund 50 Menschen leben. In der 300 Meter langen Straße sind alle 30 Häuser ähnlich gebaut (aber zum Glück in unterschiedlichen Farben gestrichen).

So wohnen in der Straße rund 1500 Menschen. Von den rund 11 000 Gemeinden in Deutschland hat damit fast die Hälfte weniger Einwohner:innen als meine Straße in Berlin. Ich mag solche Vergleiche, weil sie verdeutlichen, wie viele Menschen hier leben und arbeiten.

Was sind das für Menschen? Wieder fange ich bei mir selbst an, denn ich bin (auch wenn ich sehr ungern als durchschnittlich gelte) ein recht typischer Berliner. Ich bin durchschnittlich alt, wobei ich den Schnitt von gut 42 Jahren sogar noch um ein klitzekleines bisschen nach unten ziehe. Ich verdiene mein Geld mit Kopf und Computer und stelle nichts Haptisches her. (Früher mag Berlin eine regelrechte Industriestadt gewesen sein, heute aber arbeiten nur noch sechs Prozent der Erwerbstätigen in diesem Bereich.) Ich habe kein eigenes Auto (genau wie zwei von drei Berliner:innen). Wo sollte ich das auch parken? Meine politische Haltung ist für Deutschland eher ungewöhnlich, aber vielleicht nicht für Berlin, vor allem nicht für meinen Teil der Stadt. Ich bin nicht hier geboren, sondern in der Provinz, ein Zugereister also, wie die meisten anderen hier auch. Hergezogen bin ich obendrein noch in

den Zehnerjahren – also just in den Jahren, in denen die Stadt so sehr gewachsen ist.

Und so bin ich wohl doch relativ durchschnittlich für Berlin. Und einfach einer von 3,7 Millionen. Oder von 3,8 Millionen? Oder sogar 3,9? Tatsächlich sind zurzeit alle drei Zahlen im Umlauf, je nachdem, ob man die vereinheitlichte Fortschreibungsmethode der deutschen Statistikämter benutzt oder die spezielle der Berliner Einwohnerregisterstatistik. Und je nachdem, ob man noch den Zensus (also die Volkszählung) des Jahres 2011 oder schon den von 2022 zur Grundlage macht. Man könnte sich über diese Divergenz aufregen und die Unklarheiten als weiteren Beleg für eine der vielen typischen Berliner Unfähigkeiten darstellen. (Was wiederum recht typisch wäre für die Sichtweise der Berliner:innen auf ihre Stadt.) Aber ich verhalte mich hier einmal untypisch und behaupte: Diese Stadt ist großartig. Sie hat das Gemecker nicht verdient. Vieles könnte besser laufen, das stimmt. Aber vieles läuft hier schon viel besser als anderswo.

Um auf die unklare Bevölkerungszahl zurückzukommen: Es gibt für die Berechnung nun einmal unterschiedliche Methodiken. Und eigentlich ist es doch positiv, dass Statistikämter nicht einen einzigen Rechenweg zum Maß der Dinge erklären und alle anderen unter den Teppich kehren, sondern dass sie transparent damit umgehen, was sie wissen und was nicht.

Interessant ist es allemal: Bei der Volkszählung 1987 stellte sich heraus, dass in West-Berlin 130 000 Menschen mehr lebten als gedacht. In den Jahren 2011 und 2022 war es andersherum: Da merkte man, dass man die Zahl der Einwohner:innen zuvor um 180 000 beziehungsweise 130 000 zu hoch angesetzt hatte. Im Jahr 2022 zumindest war der Grund dafür allerdings eindeutig: Viele ausländische Berliner:innen waren weggezogen, hatten sich allerdings noch nicht offiziell abgemeldet.

Auch wenn somit nicht genau geklärt werden kann, wie hoch die Bevölkerungszahl ist, sind trotzdem einige interessante Aussagen möglich. Erstens ist die Stadt seit dem Beginn der Zehnerjahre enorm gewachsen, um weit mehr als 300 000 Menschen. (Weil man als Statistiker:in ja immer alles möglichst anschaulich machen soll: Das wäre so, als wären auf einen Schlag alle Bielefelder:innen hergekommen. Oder

Jahr für Jahr aufs Neue einmal ein ganzes Neuruppin.) Einen ähnlichen Boom gab es zuletzt in den fünf Jahren vor der Wende, in denen die Bevölkerung ebenfalls sprunghaft zunahm, nachdem sie in den Nachkriegsjahren nahezu kontinuierlich geschrumpft war.

Zweitens ist all das, was heute passiert, eher mickrig im Vergleich mit der Zeit vor dem Zweiten Weltkrieg: In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zum Beispiel war es zu einer Verdreifachung der Bevölkerung gekommen. Und selbst in der unsteten Zeit zwischen den Weltkriegen stieg die Bevölkerungszahl noch einmal um eine halbe Million. Vom historischen Höchststand von 4,5 Millionen Menschen im Jahr 1942 ist die Stadt heute noch weit entfernt.

Dies führt uns zur dritten Aussage: Berlin ist eine von sehr wenigen Städten, die früher größer waren als heute. (Allein im heutigen Bezirk Mitte beispielsweise lebten vor hundert Jahren fast eine Million Menschen, was man in den alten statistischen Jahrbüchern nachlesen kann. Heute sind es nicht einmal mehr 400 000.) Zum Vergleich: Die Einwohnerzahl der Stadt München hat sich seit dem Kriegsende verdoppelt.

Und wohin führt nun dieser Essay? Er soll aufzeigen, wer in Berlin lebt. Und vor allem: Wer hier künftig leben wird, sagen wir: im Jahr 2050. Schließlich geht es in diesem Band um die Zukunft der Stadt. Wird die Bevölkerung weiter wachsen, möglicherweise noch schneller? Oder wird sie wieder schrumpfen? Und: Wer wird kommen, wer wird gehen?

Als Empiriker nehme ich mir die Freiheit heraus, vor allem statistisch zu argumentieren. Aber ich will keine bloße Aneinanderreihung von Daten zu Papier bringen. Zahlen kommen nur in Maßen vor – und mundgerecht gerundet. Das verringert die Präzision, ja, aber man kann sie sich einfach besser merken.

Meine Betrachtung kulminiert in verschiedene Thesen und Feststellungen:

- #1 Berlin ist bunt (in vielerlei Hinsicht)
- #2 Berlin hält sich jung (anders als der Rest des Landes)
- #3 Berlin ist geteilt (aber nicht mehr in Ost und West)
- #4 Berlin wird bis 2050 weiter wachsen (aber nicht immer und nur in Maßen)

## #1 Berlin ist bunt (in vielerlei Hinsicht)

Es war im Herbst 2021. Ich saß im Impfzentrum Tegel, um mich zum dritten Mal gegen Corona impfen zu lassen. Der Arzt – eigentlich schon im Ruhestand, hier aber noch einmal im Einsatz – nahm meinen Impfausweis und stutzte, als er meinen Geburtsort sah. Es war dieselbe Region, aus der auch er kam, das Lipperland nämlich, so klein und unbedeutend, dass ich hier gar nicht erst erklären möchte, wo es liegt. Wir kamen ins Plaudern, erzählten uns aus der Heimat und irgendwann fragte ich ihn, wie er denn einst nach Berlin gekommen sei. Er druckste etwas herum. Nun ja, West-Berliner hätten ja damals keinen Wehrdienst leisten müssen. Und das habe auch für Zugereiste gegolten.

Berlin war immer auch eine Stadt, in die man zog, um zu entkommen. Zu fliehen. Schutz zu suchen. Die Gründe dafür waren stets vielfältig. Viele kamen, um Leib und Leben zu retten. Andere wegen der Aussicht auf einen guten Job. Und viele auch, weil sie nur hier das Leben leben konnten, nach dem sie sich sehnten. Ein Leben in Freiheit, kreativ und innovativ, frei von gesellschaftlichen Normen und Zwängen. Wer nach Berlin kam, hatte also meist einen guten Grund.

Durch den Zuzug ist Berlin sehr bunt geworden. Ich bin nicht sonderlich sprachbegabt, habe es mir aber zum Hobby gemacht, die vielen Sprachen und Dialekte erkennen zu lernen, die man hier hört. Heute kann ich Rheinpfälzisch und Moselfränkisch unterscheiden. (Zugegeben, Nordmärkisch und Mittelmärkisch noch nicht.) Manchmal stimmt mein erster Tipp, dann aber auch wieder nicht. Oft sind die Leute ein wenig sauer, wenn man sie fragt, wo ihr Slang herkommt. Sie wollen eben in erster Linie Berliner:innen sein. Mehr als 40 Prozent der Schulkinder in der Hauptstadt haben als erste Sprache zu Hause etwas anderes gelernt als Deutsch. Und da sind all die deutschen Dialekte und Zungenschläge noch nicht mit eingerechnet.

Die Stadt Berlin war immer schon eine Stadt, die von Zugereisten geprägt war. Leider gibt es keine Statistik darüber, wie viele von denen, die hier leben, auch hier geboren sind. Für die Mitglieder des Berliner Abgeordnetenhauses habe ich das einmal ausgezählt, mit Hilfe ihrer

Wikipedia-Artikel und anderer Quellen. Dabei bin ich auf 49 Prozent gekommen. (Die Unterschiede zwischen den Fraktionen waren dabei interessanterweise sehr groß, aber wohl auch durchaus typisch: Bei Linken und Grünen stammt nur ein Drittel gebürtig aus Berlin, bei der SPD die Hälfte, bei der CDU sind es zwei Drittel.)

Und in der Gesamtbevölkerung? Auf jeden Fall müssen es sehr viele Zugereiste sein, wie folgende Überschlagsrechnung zeigen soll: So leben in Berlin heute 2,2 Millionen Menschen, die zwischen 1960 und 2000 zur Welt kamen. Aber in diesen Jahren wurden hier nur 1,4 Millionen Kinder geboren, wie ich aus alten Statistik-Jahrbüchern zusammenaddiert habe. Wenn man annimmt, dass von ihnen wiederum viele heute woanders wohnen, kann man die grobe Schätzung anstellen, dass die Hälfte der Bevölkerung aus Zugereisten besteht.

Ein wichtiges Indiz für die Buntheit einer Stadt ist immer auch die Quote der Ausländer:innen. Die liegt in Berlin bei 23 Prozent. Noch höher ist der Anteil der Menschen mit Migrationshintergrund, wenn auch die Nachkommen der Zugewanderten sowie die Eingebürgerten mitgerechnet werden. Dieser Wert liegt bei insgesamt rund 40 Prozent. Schaut man auf die Herkunftsländer, so gibt es um die 20, deren Gruppe mehr als 20 000 Berliner:innen umfasst – angefangen mit der Türkei, Polen, der Ukraine, Russland, Syrien, Italien und Vietnam. (Als Maß dafür, wie neu jemand in Berlin ist, taugt die Quote der Menschen mit Migrationshintergrund übrigens nicht unbedingt. Kürzlich habe ich unter den Leuten, die ich in meinem Kiez kenne, mal herumgefragt, wer von ihnen eigentlich schon immer hier lebt. Und das waren eigentlich nur diejenigen mit türkischen Wurzeln. Deren Familien leben seit den Sechzigerjahren hier. Alle anderen sind später gekommen.)

Berlin ist in dieser Hinsicht deutlich bunter als der Rest des Landes: In der ganzen Republik sind 15 Prozent Ausländer:innen, dazu 13 Prozent Deutsche mit Migrationshintergrund, sodass man insgesamt auf 28 Prozent kommt.

Vielleicht sieht man nirgends so gut, wie die Vielfalt die Stadt prägt, wie beim Essen: Für ein anderes Projekt habe ich die Google-Einträge der Berliner Restaurants ausgezählt. Lokale mit deutscher Küche kom-

Berliner:innen ohne Migrationshintergrund	2 321 000
Berliner:innen mit Migrationshintergrund	1 565 000
davon Ausländer:innen	965 000

#### Berliner:innen mit Migrationshintergrund, nach Ländern

		davon Ausländer:innen
1	Türkei	194 000
2	Polen	108 000
3	Ukraine	79 000
4	Russland	73 000
5	Syrien	62 000
6	Italien	44 000
7	Vietnam	40 000
8	Bulgarien	38 000
9	Rumänien	35 000
10	USA	34 000
11	Libanon	34 000
12	Serbien	30 000
13	Frankreich	30 000
14	Großbritannien	26 000
15	Iran	25 000
16	Spanien	22 000
17	Kasachstan	21 000
18	Griechenland	20 000
19	Bosnien und Herzegowina	18 000
20	Kroatien	17 000
	Sonstige	615 000

Quelle: Einwohnerstatistik der Stadt Berlin (Fortschreibung des Zensus 2011),  
Datenstand: Sommer 2024

men in dieser Stadt nicht einmal auf einen Anteil von einem Viertel – und selbst das nur, wenn man all die hinzuzählt, die sich nicht explizit einer nationalen Küche zuordnen. Aber auch die haben ja meist Pizzen, Currys oder Burger auf der Speisekarte. (Falls es von Interesse ist: Den höchsten Anteil an Restaurants hat tatsächlich die südostasiatische Küche.)

Aber wie bunt ist Berlin im Vergleich zu anderen Metropolen? Das lässt sich nur mit Hilfe der Quote der Ausländer:innen beziffern, denn nur dafür bietet die EU-Statistikbehörde Eurostat einheitliche Daten. Im Vergleich zu Wien und Brüssel, deren Ausländer:innenanteil fast bei 40 Prozent liegt, ist Berlin mit 23 Prozent eher homogen. Mit London liegt man ungefähr gleichauf. In Amsterdam, Barcelona und Paris liegt die Quote etwas unter der von Berlin, in Mailand und Rom sogar deutlich darunter.

Aber wie gesagt, bunt oder nicht, das hängt nicht nur von der Herkunft ab. Doch wovon dann? Ich mache es mir hier einmal einfach – und definiere Buntheit als Abweichung vom deutschen Durchschnitt.

So ist Berlin beispielsweise deutlich säkularer als der Rest des Landes. Während sich in ganz Deutschland beim Zensus 2022 noch fast die Hälfte der Bevölkerung zu den beiden großen Kirchen gezählt hat (und dabei ungefähr hälftig zur katholischen und evangelischen), liegt der Anteil in Berlin gerade noch bei einem guten Fünftel. (Knapp acht Prozent sind katholisch und knapp 14 Prozent evangelisch.)

Außerdem ist Berlin ein Zentrum der queeren Menschen. Genaue Daten gibt es zwar nicht. (Es ist ja auch richtig, dass die Behörden das nicht abfragen.) Aber der Senat geht von 0,2 bis 0,3 Millionen aus. Auch die große Zahl derjenigen, die die Möglichkeiten des neuen Selbstbestimmungsgesetzes nutzen und ihren behördlichen Geschlechtseintrag an ihre Lebenswirklichkeit anpassen, ist ein Zeichen für einen hohen queeren Anteil.

Ohnehin sind die Berliner:innen, wenn man Umfragen zurate zieht, toleranter eingestellt – und offener gegenüber anderen. Das zeigt beispielsweise eine schlichte Frage, die beim World Values Survey regelmäßig gestellt wird, einer weltweiten Befragungsreihe: Kann man anderen

Menschen vertrauen? In Berlin antworten 55 Prozent mit Ja, den meisten Menschen kann man trauen. In Deutschland insgesamt sagen das dagegen nur 42 Prozent. Der Rest vertritt die gegenteilige These – nein, man muss stets vorsichtig sein.

Auch bei anderen Fragen weichen die Berliner Ergebnisse vom deutschen Durchschnitt ab: Der Aussage, dass homosexuelle Paare genauso gute Eltern sein können, stimmen in Deutschland 60 Prozent zu, in Berlin sogar 66 Prozent. (Dabei ist der Anteil derer, die eine starke Zustimmung äußern, in Berlin besonders groß.) Und während im Land insgesamt jeder Dritte die Frage bejaht, ob Kleinkinder leiden, wenn die Mütter arbeiten gehen, ist es in Berlin nur jede:r Fünfte.

Gleichzeitig sind die Hauptstädter:innen lockerer, was gesellschaftliche Normen angeht: Nur gut die Hälfte der Berliner Neugeborenen hat verheiratete Eltern. In Deutschland insgesamt trifft dies für zwei von drei Kindern zu. Hier wie da ist der Anteil unehelich geborener Kinder zuletzt allerdings etwas gesunken. Eine gewisse Renaissance scheint die Ehe also wieder zu erleben.

Berlin ist auch eine Stadt der Kreativität, der Kreativen. Auch sie machen die Stadt bunt, weil sie sie stark prägen. Von Subkultur und Clubkultur bis Hochkultur, alles ist hier vertreten. Kultur für die Augen, für die Ohren, für das Gemüt und für den Geist. Zahlenmäßig lässt sich das kaum wiedergeben, denn Statistiker:innen sortieren Menschen ja immer erst in Schubladen und zählen dann. Doch nicht in Schubladen zu passen ist ja quasi ein Wesenszug der Kreativität. Aber versuchen wir es trotzdem: Mehr als dreieinhalb Prozent der erwerbstätigen Berliner:innen sind im Sektor Kunst, Unterhaltung und Erholung beschäftigt. Das ist deutlich mehr als die eineinhalb Prozent, die es in Gesamtdeutschland sind.

Ohnehin ist Kreativität ein wichtiger Wirtschaftsfaktor. Der US-amerikanische Ökonom Richard Florida hat dazu eine ganze Theorie entworfen: Demnach ist es für Metropolen sehr förderlich, wenn sich die (von Florida so genannte) kreative Klasse dort niederlässt. Dies gilt heute – in der Zeit des Übergangs von der industriellen Massenfertigung hin zur Wissensgesellschaft – umso mehr.

Typische Vertreter:innen der kreativen Klasse sind Start-uper:innen, also Menschen, die nicht nur Innovationen entwickeln, sondern gleich noch ein eigenes Unternehmen gründen. Fast jedes fünfte deutsche Start-up hat seinen Sitz in Berlin, zeigt der Start-up Monitor, eine jährliche Studie über die Szene. In manchen Teilbereichen – etwa bei der Künstlichen Intelligenz – ist es sogar jedes dritte. Und mehr als die Hälfte der Start-ups in der Stadt sind so international, dass die Arbeitssprache Englisch ist. All dies gibt Hinweise auf das kreative Potenzial.

Hinzu kommt: Auch wenn Berlin heute nur erschreckend wenige Großunternehmen beheimatet (tatsächlich haben in der Stadt nur zwei von 40 DAX-Unternehmen ihren Hauptsitz), so kann sich dies bald ändern. Dafür müsste es den Start-ups allerdings gelingen, eigenständig zu bleiben und auf die Größe eines Konzerns anzuwachsen. Und sich nicht früher oder später von der großen Konkurrenz aufkaufen zu lassen.

## #2 Berlin hält sich jung (anders als der Rest des Landes)

Kürzlich bin ich mit der Tram durch Berlin gefahren. Und weil mir unterwegs langweilig war, habe ich mir die Werbeplakate an den Haltestellen angesehen. Gab es nicht diese These, dass sich die Werbewirtschaft zunehmend den sogenannten Best Agern zuwendet, also den Menschen über 50? Zumindest in Berlin sieht man davon nichts.

Hier tut die Werbung immer noch so, als wären die Älteren irrelevant. Es gibt Reklame für Streamingserien, Kinderfilme, vegane Milch, transparente Strumpfhosen und Fitnessdrinks. Im Rest des Landes sehe ich zurzeit eher Plakatwerbung für Kreuzfahrten, Fernsehzeitschriften, Klatschmagazine, Spendenaktionen und Cremes für reife Haut.

Die Zahlen des Berlin-Brandenburger Statistikamtes aber zeigen: So wirklich jung ist Berlin gar nicht. Die Zielgruppe 50 plus macht mehr als ein Drittel der Einwohner:innen aus. Nimmt man nur die erwachsene Bevölkerung als Grundgesamtheit, so beträgt der Anteil sogar fast die Hälfte. Und das Durchschnittsalter der Berliner:innen liegt immerhin

bei 42 Jahren. (Womit Berlin zwar deutlich jünger als Mailand und Rom und etwas jünger als Barcelona und Madrid ist, doch gleichzeitig rund fünf Jahre älter als Brüssel und Paris.)

Aber lassen wir einmal die Frage beiseite, wie fair die Zielgruppenadressierung der Werbung ist, ebenso den aktuellen Durchschnittswert des Lebensalters. Eine andere Tatsache ist aus demografischer Sicht viel interessanter: Anders als das Land (und der ganze Kontinent) altert Berlin nicht. Zumindest nicht mehr.

Tatsächlich ist das Durchschnittsalter in Deutschland seit 1995 von 39 ½ auf mehr als 44 Jahre gestiegen, wie das Bundesinstitut für Bau-, Stadt- und Raumforschung (BBSR) ausgerechnet hat. Bis 2005 entwickelten sich Deutschland und Berlin dabei parallel. Doch dann gelang der Hauptstadt die Entkoppelung: Berlins Wert ist seither weitgehend konstant geblieben, bei eben jenen 42 Jahren.

Für ein Land und eine Gesellschaft wird es wirtschaftlich schwierig, wenn die Bevölkerung in der Summe altert. Die Kapazitäten der Schulen und Pflegeheime passen nicht mehr zum Bedarf und das Verhältnis von denjenigen, die arbeiten, und denjenigen, die dies nicht mehr tun, verschiebt sich, was Probleme für die Sozialsysteme mit sich bringt.

Gut für Berlin, dass dies hier anders ist. Dass die Stadt – verhältnismäßig – jung bleibt, liegt nicht unbedingt daran, dass es besonders viele Studierende gibt. Mit gerade einmal 200 000 ist die Zahl der an Berliner Hochschulen Eingeschriebenen gemessen an der enormen Größe der Stadt nicht wirklich groß. Laut Eurostat-Zahlen hat Paris beispielsweise viermal so viele Studierende. Und Wien genauso viele, bei einer nur gut halb so großen Bevölkerung. Ebenso wenig liegt es daran, dass es hier besonders viele Kinder gibt. Nein, die in diesem Jahrtausend Geborenen sind in dieser Stadt prozentual betrachtet genauso oft vertreten wie in Deutschland insgesamt. Oder besser gesagt: genauso selten.

Wenn ich mir von Excel die Alterspyramide Berlins auswerfen lasse, sehe ich: Es sind die Geburtsjahrgänge der Achtziger und Neunziger, die einen überdurchschnittlich großen Anteil an der Bevölkerung haben. In Berlin machen sie rund ein Drittel der Bevölkerung aus, in Deutschland insgesamt nur ein Viertel.

Die Mehrheit der Berliner:innen, die in den Achtzigern und Neunzigern geboren wurden, sind Zugereiste. Das wissen wir nicht, weil wir Daten über die Geburtsorte haben, das lehrt uns erneut die Arithmetik: In den Neunzigerjahren wurden in Berlin gut 300 000 Kinder geboren. Heute aber leben in der Stadt fast 600 000 Menschen aus dieser Altersgruppe. Ähnlich ist es bei den Kindern der Achtziger: Von diesen wohnen heute sogar mehr als 600 000 in der Stadt. Geboren wurden im Jahrzehnt vor dem Mauerfall in Berlin aber lediglich 320 000 Menschen. Der Geburtsjahrgang, der in der Stadt heute am häufigsten vertreten ist, ist 1990. In Deutschland insgesamt ist es das Jahr 1964.

Viele der Zugereisten sind aus anderen Ländern gekommen. Die Gründe sind unterschiedlich: Erstens ist Berlin Hauptstadt geworden und im Zuge dessen verlegten viele Botschaften und Konzernvertretungen ihren Sitz hierher. Zweitens wurde Berlin hip, was ebenfalls viele Menschen anzog. Und drittens gab es Kriege, vor denen viele fliehen mussten. In Afghanistan, Syrien, der Ukraine und anderswo. Aber das ist es nicht alleine: Betrachtet man nur die Menschen mit deutschem Pass, so ist der Trend ähnlich. Auch bei ihnen sind die Jahrgänge der Achtziger und Neunziger stark angewachsen.

Es sind also nicht die Geburten, die diese Stadt jung halten, es ist der Zuzug. Und gekommen sind die, die in jeder Stadt mit offenen Armen aufgenommen werden, gerade in Zeiten des Fachkräftemangels – nämlich die, die am Beginn ihres Arbeitslebens stehen.

Hinzu kommt der Fortzug: Manche Vertreter:innen der älteren Jahrgänge ziehen weg aus Berlin. Tatsächlich sind die Geburtsjahrgänge der Fünfziger und Sechziger seit der Jahrtausendwende nicht stark, aber durchaus merklich geschrumpft. Betrachtet man allein die ausländische Bevölkerung, so ist der Rückgang noch größer. (Die Todesfälle habe ich bei beiden Zeitreihen übrigens jeweils herausgerechnet, sodass hier allein die Wanderungsbewegungen betrachtet werden.)

Und so lässt sich als Fazit eine Art Muster postulieren: Einem starken Zustrom von 20- und 30-Jährigen (das BBSR nennt sie lustigerweise „Berufseinstiegswanderer:innen“) steht ein gewisser Exodus der 60- und 70-Jährigen gegenüber (den „Ruhestandswanderer:innen“). Weil

der erste Trend aber gewichtiger ist als der zweite, konnte die Bevölkerung zuletzt wachsen.

Ist Berlin keine Stadt, in der man alt werden möchte? Offenbar gibt es hier tatsächlich gewisse Vorbehalte. Oder ist der Fortzug der Älteren eine Folge ihres früheren Zuzugs? Wenn die Familie ihre Heimat anderswo hat, ist eine spätere Rückkehr dorthin wohl immer eine denkbare Option. Für 20-Jährige mag die Provinz unattraktiv ist, für 70-Jährige ist sie womöglich wieder verlockend.

### **#3 Berlin ist geteilt (aber nicht mehr in Ost und West)**

Die faszinierendsten Karten von Berlin sind meiner Meinung nach die mit den Ergebnissen der letzten drei Landtagswahlen. Jedes Mal gab es fünf Parteien, die Direktmandate gewinnen konnten. Im Zentrum Berlins lagen bei den Erststimmen oft die Kandidat:innen der Grünen vorn. Drumherum waren es die der SPD. In den Außenbezirken der Stadt gewann meist die CDU, im Osten lag die Linke in einigen Wahlkreisen vorne und im Nordosten die AfD. Dieses Muster blieb bei allen drei Wahlen erhalten, wenn auch mit einigen Variationen.

In Deutschland ist eine solche Vielfalt einzigartig. Sie zeigt, wie unterschiedlich die Berliner Kieze ticken. Einige dieser Trends gibt es seit hundert Jahren: Der Südwesten beispielsweise ist seit jeher konservativer als der Rest der Stadt.

Nach 1945 wurde Berlin in zwei Teile gespalten. Seither sind die Kategorien Ost und West diejenigen, an die man denkt, wenn man hört, dass die Stadt geteilt ist. Jedes Jahr zum 3. Oktober sind die Zeitungen voll mit Analysen, ob Deutschlands Hälften endlich zusammengewachsen sind. In Berlin mag dies keine so große Rolle spielen, weil man nach der Wende alles dafür tat, die Teilung auch baulich zu überwinden. Und weil den meisten neuen Zugereisten auch völlig egal war, in welchem Land ihr neuer Kiez früher einmal lag.

In den Statistiken zeigt sich die alte Teilung aber mitunter noch. (Weil das Statistikamt allerdings schon lange nicht mehr nach Ost und

West unterscheidet, muss man sich für eine solche Betrachtung die Rohdaten der Stadtteile besorgen und diese aggregieren.) Ein Beispiel sind die Kirchenmitgliedschaften: Im ehemaligen West-Berlin ist immerhin noch jede:r vierte evangelisch oder katholisch, im ehemaligen Ost-Berlin aber nur jede:r siebte.

Auch die Berliner:innen mit Migrationshintergrund leben sehr ungleich verteilt, wenn man dies nach Herkunftsnationen unterschieden betrachtet: Die türkeistämmigen Berliner:innen etwa wohnen zu fast 90 Prozent im Westteil der Stadt, vietnamstämmige dagegen zu mehr als drei Vierteln im Osten. Und dann ist da noch die Sache mit der Ehe, die in der DDR ja eine geringere Rolle spielte als in der BRD: Im Westteil der Stadt ist der Anteil der Familien, in denen die Eltern miteinander verheiratet sind, auch heute noch höher als im Ostteil (wenn auch nicht mehr allzu viel höher).

In anderen Statistiken spürt man die Teilung inzwischen sogar andersherum: Von den Berliner Ortslagen mit den höchsten Arbeitslosenquoten befindet sich heute eine überdurchschnittliche Mehrheit im Westteil. Was wahrscheinlich daran liegt, dass die Ost-Kieze in den letzten dreieinhalb Dekaden so viel Veränderung erlebt haben, während im Westen vieles beim Alten blieb.

Berlins Stadtteile sind also in vielerlei Hinsicht unterschiedlich. Doch ich möchte hier die These aufstellen, dass die eklatanteste Teilung der Stadt die zwischen innen und außen ist. Hier verläuft tatsächlich eine unsichtbare Grenze, die sich in vielen Statistiken manifestiert.

Ich nähere mich diesem Thema gerne, indem ich einen Kreis um das Brandenburger Tor schlage. Ein solcher Kreis mit einem Radius von acht Kilometern teilt Berlin ziemlich genau in zwei Teile. Nicht geografisch, denn von den knapp 900 Quadratkilometern Stadtfläche liegen nur 200 innerhalb des Kreises. Wohl aber, was die Bevölkerung angeht: Die Hälfte wohnt innerhalb des Kreises, die andere außerhalb. (Oft wird für die Innen-Außen-Analyse die Ringbahn als Grenze verwendet – also die Linie, die Tarifzone A und Tarifzone B teilt. Auch das ist interessant. Allerdings ist die Ringbahn nicht immer eine klare Grenze, denn mancherorts zerschneidet sie Kieze, die ansonsten ziemlich homogen

sind – wie das Brunnenviertel im Wedding oder auch den Prenzlauer Berg. Um die Analyse einfach zu halten, lege ich daher lieber den Acht-Kilometer-Radius zugrunde und ordne die Kieze je nach Lage ihres geografischen Mittelpunkts zu.)

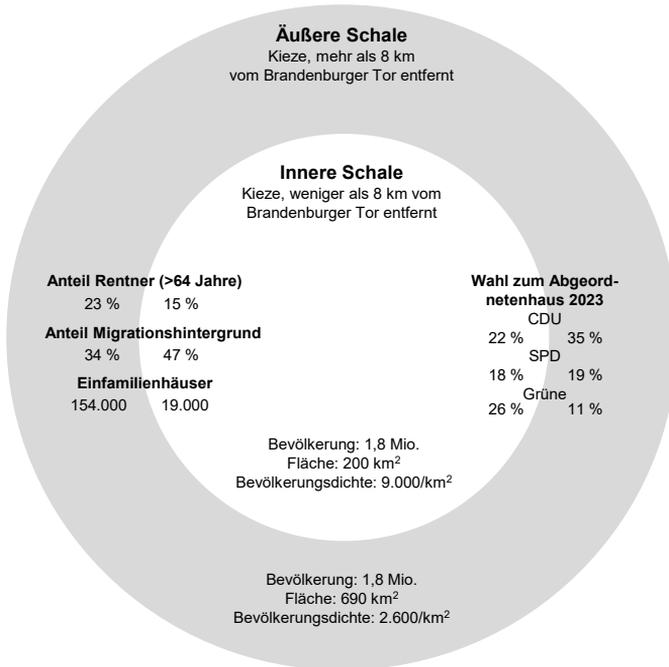
Beginnen wir mit der Frage, *wie* die Menschen hier leben: Im Innern des Kreises ist nur eins von fünf Wohngebäuden ein Einfamilienhaus, außerhalb sind es zwei von drei. Und während in den Außenbezirken mehr als die Hälfte der Erwachsenen bereits zehn Jahre und länger an derselben Adresse lebt, ist es innerhalb des Kreises nur eine Minderheit.

Große Differenzen sieht man auch beim Motorisierungsgrad: Während in den zentrumsnahen Kiezen auf 100 Menschen meist nur 20 bis 30 angemeldete Autos kommen, sind es in den außen liegenden Gegenden – wo Bahnen und Busse eben nicht alle drei Minuten kommen – meist 30 bis 50, wie der *Tagesspiegel* einmal mit einer Karte gezeigt hat.

Und welche Unterschiede gibt es bei der Frage, *wer* hier lebt? Große! So variiert beispielsweise der Anteil der Berliner:innen mit Migrationshintergrund enorm: Außen machen sie nur ein Drittel der Bevölkerung aus, innen dagegen knapp die Hälfte.

Auch die demografische Situation differiert: Im Zentrum Berlins gibt es Kieze, in denen gerade einmal fünf Prozent der Menschen zur Generation 65 plus gehören: die Gegend um den Kollwitzplatz in Prenzlauer Berg etwa oder das östliche Friedrichshain. Im Süden Köpenicks sowie oben im Norden des Bezirks Reinickendorf sind es dagegen deutlich mehr als 30 Prozent. Insgesamt entfallen in der äußeren Schale der Stadt rund 23 Prozent der Einwohner:innenschaft auf diese Altersgruppe, in der inneren sind es nur 15 Prozent. (Ich benutze hier bewusst das Wort demografische *Situation* statt *Entwicklung*: Denn auch wenn die außen liegenden Kieze im Schnitt älter sind, so habe ich keine Hinweise darauf gefunden, dass sie auch schneller altern. Tatsächlich scheinen beide Schalen der Stadt ihre Werte ungefähr konstant halten zu können.)

Auch wirtschaftlich ticken Außen-Berlin und Innen-Berlin anders. Die bereits erwähnten Start-ups – deren Wohl und Wehe wohl über die künftige Prosperität der Stadt entscheiden wird – haben ihre Hauptsitze



Quelle: Stadt Berlin, Statistisches Bundesamt, eigene Berechnungen

zum allergrößten Teil in den innerstädtischen Kiezen. Dies liegt natürlich daran, dass die meisten von ihnen mit ein paar Büroräumen auskommen und keine großen Produktionsstätten brauchen. Aber sicher ist auch ein Grund, dass hier eben jene Menschen wohnen, die sie gern als Mitarbeiter:innen gewinnen wollen.

Der womöglich eklatanteste Unterschied zwischen Innen und Außen aber zeigt sich in politischer Hinsicht, beim Wahlverhalten. Betrachten wir dafür einmal die Ergebnisse der letzten Landtagswahl, die des Jahres 2023: Während sich die Wähler:innen der SPD und der FDP ungefähr gleichmäßig auf die inneren und äußeren Wahlkreise verteilen, gibt es bei den anderen Parteien große Differenzen. Von denjenigen, die die Grünen und die Linken gewählt haben, leben 70 bzw. 59 Prozent innerhalb des Kreises. Bei CDU und AfD sind es dagegen nur 38 bzw. 32 Prozent.

Beeindruckend ist, wie eindeutig der Zusammenhang zwischen Zentralität des Wohnortes und Wahlverhalten ist. Dies zeigt sich, wenn man die Rechnung noch feiner macht – und die Abstände zum Brandenburger Tor detaillierter betrachtet: Der Stimmenanteil der Grünen sinkt von innen nach außen ziemlich gleichmäßig, von 30 Prozent auf unter 10 Prozent. Der der CDU dagegen steigt, von 18 Prozent auf 36 Prozent. Trotzdem bleibt es dabei: Der Acht-Kilometer-Radius ist eine regelrechte Sprungstelle, wie es unter Empiriker:innen heißt. An ihrer Grenze kippen die Wahlergebnisse, vor allem bei Union und Grünen.

Gesellschaftlich und politisch ticken die Menschen in der inneren und in der äußeren Schale Berlins also äußerst unterschiedlich. Solange es keinen Senat gibt, in dem Union und Grüne *beide* vertreten sind (oder *beide nicht* vertreten sind), wird es wohl immer so sein, dass der eine Teil der Stadt den anderen dominiert.

In diesem Zusammenhang noch eine These: Vielleicht ist Berlin nicht nur ein bisschen weg vom deutschen Durchschnitt. Vielleicht ist es eher so, dass der Außenteil Berlins dem deutschen Durchschnitt ziemlich nahekommt, während der Innenteil Berlins besonders weit davon entfernt ist.

Auch dafür kann man gute statistische Belege finden. Zum Beispiel die Bundestagswahl: Im Jahr 2025 hat Berlin das Kunststück vollbracht, in der Gruppe der durchschnittlichsten deutschen Wahlkreise genauso vertreten zu sein wie in der Gruppe der allerundurchschnittlichsten Wahlkreise. Tatsächlich wichen die Prozentwerte der Parlamentsparteien in keinem anderen der fast 300 Sprengel so weit vom bundesdeutschen Gesamtergebnis ab wie in dem mit der Nummer 82 (Friedrichshain-Kreuzberg). Im Schnitt war das Ergebnis der sieben größten Parteien hier tatsächlich um mehr als zehn Prozentpunkte verschoben. Nummer 74 (Berlin-Mitte), wo immerhin das Reichstagsgebäude selbst beheimatet ist, kam immerhin auf Rang zehn der *ungewöhnlichsten* Wahlkreise – mit einer mittleren Abweichung in Höhe von acht Prozentpunkten im Vergleich zum Bundesergebnis. Am Rand der Hauptstadt zeigte sich dann das umgekehrte Bild. Die Nummer 76 (Reinickendorf)

landete auf Rang 20 der *normalsten* Wahlkreise, mit einer Abweichung von im Schnitt eineinhalb Prozent. Auch Wahlkreis 77 (Spandau) gehörte zum Viertel der besonders durchschnittlichen Wahlkreise.

#### **#4 Berlin wird bis 2050 weiter wachsen (aber nicht immer und nur in Maßen)**

Wie wird es weitergehen mit Berlin? Wer wird hier im Jahr 2050 leben? Für Empiriker:innen ist die einfachste Strategie, die Zukunft vorauszusagen, immer die Extrapolation. Also das Fortschreiben der aktuellen Trends in die Zukunft. Das würde bedeuten, dass die Bevölkerung auch künftig alle zwölf Monate um rund 30 000 Köpfe anwächst. Also pro Jahr um einmal Neuruppin. Oder pro Dekade um einmal Bielefeld. Bis 2050 wären dann jene 4,5 Millionen möglich, von denen so oft gesprochen wird. Der Bevölkerungsrekord von 1942 (dem letzten Kriegsjahr, in dem das Stadtgebiet noch nicht regelmäßig bombardiert wurde) könnte dann erstmals wieder übertroffen werden.

Aber ist eine solche Trendfortschreibung realistisch? In den Tabellensammlungen des Statistischen Bundesamtes finden sich sehr detaillierte Vorausberechnungen – für alle Bundesländer und für alle Jahre bis 2070. Kurios daran ist, dass die künftige Bevölkerungszahl immer bis auf die Hunderterstelle genau angegeben wird. Als könnte man die Entwicklung tatsächlich so genau vorhersagen.

Dabei zeigt ein Blick in die Historie, dass solche Prognosen praktisch immer gehörig daneben zielen: Die Vorausberechnung der künftigen gesamtdeutschen Bevölkerung aus dem Jahr 1989 war aus heutiger Sicht viel zu niedrig, wie eine Analyse des Rats der Wirtschaftsweisen vor einigen Jahren zeigte. Ebenso die von 1997. Die aus dem Jahr 1992 dagegen war für die ersten Jahre zu hoch und für die späteren ebenfalls zu niedrig.

Nicht besser sah es mit den Berliner Prognosen für die eigene Stadt aus: So erwartete der Senat im Jahr 1991, dass die Zahl der Rentner:innen im folgenden Jahrzehnt leicht abnehmen würde – und plante die